



Der Judaist und Philosoph Jacob Taubes (1923–1987) ist nur schwer von der Figur zu trennen, die er selbst aus sich gemacht hat.

ULLSTEIN / GETTY

Ideenhändler des linken Zeitgeists

Religionsphilosoph Jacob Taubes verschwindet hinter Gerüchten. Eine Biografie schafft Ordnung

THOMAS RIBI

Jacob Taubes wusste Bescheid. Über alles. Es gab keinen Autor, den er nicht kannte, keine Idee, von der er noch nie gehört und kein Buch, das er nicht gelesen hatte. Professorenkollegen an der Harvard University machten sich einmal einen Spass daraus, ihn in ein Gespräch über einen obskuren mittelalterlichen Mystiker zu verwickeln, Bertram von Hildesheim. Natürlich wusste Taubes, von wem die Rede war. Er begann, sich über Bertrams Werke und Ideen zu verbreiten, ordnete sie philosophiegeschichtlich ein und gab Einzelheiten aus dessen Leben zum Besten.

Nur, Bertram von Hildesheim hat es nie gegeben. Die Kollegen hatten sich ihn ausgedacht, um Taubes, der sie mit seiner manchmal fast aggressiv zur Schau getragenen Allwissenheit nervte, in eine Falle laufen zu lassen. Der Plan ging auf. Und trotzdem lief der boshafte Scherz ins Leere. Denn Taubes scheint sich nicht viel aus der Episode gemacht zu haben. Vielleicht hatte er, während er erzählte, sogar selbst ein bisschen an die Existenz des imaginären Autors geglaubt, über den keiner so gut reden konnte wie er.

Die Anekdote ist typisch für den Judaisten und Religionsphilosophen Jacob Taubes. Und doch wird sie dem brillantesten Gelehrten, der 1923 als Sohn einer angesehenen Rabbinerfamilie zur Welt kam, nicht wirklich gerecht. Taubes war ein origineller Denker mit genialischen Zügen. Er wusste ungeheuer viel und setzte belesenste Fachkollegen in Erstaunen durch die Breite seiner Kenntnisse. Wie er sie erwarb, war ein Rätsel. Klar war nur: Das alles konnte ein einzelner Mensch nie gelesen haben. Man erzählte sich, Taubes brauche Bücher nicht zu lesen, sondern könne sich ihren Inhalt durch Handauflegen einverleiben. Das war ein Scherz, aber darin schwang eine Bewunderung mit, die ihm niemand versagen konnte.

In Diskussionen verblüffte Taubes immer wieder, indem er spontan Querverbindungen herstellte, zum Beispiel zwischen frühchristlicher Theologie und modernem politischem Denken, und Debatten damit eine neue Wendung gab. Aber er war auch ein Falschspieler, der keine Rücksichten kannte. Zu allem wusste er etwas zu sagen, und dabei küm-

merkte er sich nicht darum, ob die Ideen, die er vortrug, seine eigenen waren oder ob er sie von irgendwoher hatte. Taubes teile einem beim Kaffee das als absolute Neuigkeit mit, was man ihm bei der Vorspeise erzählt habe, sagte mal ein Kollege.

Zu dem, was man gemeinhin als Ungezwungenes Verhältnis. Er sprach von Büchern, die er geschrieben habe und die bald erscheinen sollten, ohne dass es sie gab. Das einzige Buch, das er je publizierte, die kenntnisreiche, aber über weite Strecken kompilierte Dissertation über «Abendländische Eschatologie», bezeichnete er offiziell als Kurzfassung einer umfangreichen Abhandlung, die nie existiert hatte, und bisweilen beruhten die Vorträge, die er hielt, auf Texten, die andere geschrieben hatten. Die Autoren wussten davon selbstverständlich nichts.

Auch seinen Lebenslauf unterzog er kosmetischen Korrekturen. Mit zunehmendem Alter gab er ein späteres Geburtsjahr an, um sich die Aura des akademischen Wunderkindes zu erhalten, als das er einmal gegolten hatte, brachte irreführende Informationen über sich in Umlauf und korrigierte seinen akademischen Werdegang nach Belieben. «Jacob der Lügner», so nannten ihn seine Kollegen an der Freien Universität Berlin, wo er seit den 1960er Jahren Professor war. Manche hielten ihn für ein Genie, andere für einen Scharlatan. Die meisten für etwas dazwischen: «Ein Hochstapler, aber kein Betrüger», hat der amerikanische Journalist Leon Wieseltier einmal gesagt.

Charmant, indiskret, intrigant

Man könnte Jacob Taubes für eine Erfindung von Jacob Taubes halten. Und vielleicht läge man damit nicht einmal ganz falsch. Die Biografie von Jerry Z. Muller mit dem Titel «Professor der Apokalypse» zeichnet das Leben des hochbegabten, prahlerischen, arroganten und zugleich äusserst verletzbaren Menschen minutiös nach. Er hat mit Dutzenden von Zeitzeugen gesprochen und alle verfügbaren Quellen ausgewertet. Doch in der Fülle von Zeugnissen entzieht sich der Mensch Taubes immer wieder. Er droht in der Figur zu verschwinden, zu der er sich selbst gemacht hat. Und hinter den Gerüchten, die über ihn im Umlauf waren.

Taubes selbst hätte einen wie sich wohl genüsslich blossgestellt. Im persönlichen Umgang konnte er charmant und zuvorkommend sein. Aber auch illoyal, indiskret und intrigant. Seine erste Ehe führte zum Selbstmord seiner Frau Susan, welche die von Störgeräuschen durchzogene Beziehung in einem Roman geschildert hat. Einer späteren Geliebten soll Taubes gedroht haben, er habe schon zwei Frauen in den Selbstmord getrieben. Sie werde die dritte sein.

Bei den Recherchen für sein Buch traf Jerry Muller immer wieder auf Menschen, die sich weigerten, mit ihm über Taubes zu sprechen: Taubes sei ein böser Mensch gewesen, sagten sie, man solle die Erinnerung an ihn auslöschen. Doch das Interesse an der exzentrischen Persönlichkeit ist für Muller nur ein Beweggrund, sich für Taubes zu interessieren. Der andere, gewichtigere Grund liegt in Taubes' Bedeutung als akademischer Lehrer und Anreger, als Vermittler zwischen philosophischen Traditionen und Positionen. Muller bezeichnet ihn als «Ideenhändler», dem es gelang, Gedanken zusammenzudenken, die niemand ausser ihm zusammendachte – oder die niemand zusammenzudenken wagte.

Grenzen gab es für Taubes keine. Weder in der Lebensführung, die sich keine Zwänge auferlegte, noch bei der intellektuellen Neugier, die unstillbar war. Dabei schien der Weg des hochbegabten Rabbinersohns vorgezeichnet: Rabbiner werden. 1936 zog die Familie von Wien nach Zürich, wo sein Vater Oberrabbiner der Israelitischen Cultusgemeinde wurde. Dort besuchte Taubes das Gymnasium, studierte Griechisch, Lateinisch und Alte Geschichte und schloss in Montreux die Ausbildung zum Rabbiner ab.

Rabbiner sein wollte er allerdings nicht. Stattdessen setzte er das Studium fort, beschäftigte sich mit Philosophie, Geschichte, Soziologie, Literatur, Mathematik und Theologie. Auch mit christlicher Theologie. Er pflegte Kontakte zum jesuitischen Mystiker Hans Urs von Balthasar und zum evangelischen Theologen Karl Barth, freundete sich mit Ernst Jüngers Privatsekretär Armin Mohler an, der später zum Bannerträger der Rechtsintellektuellen wurde. Seiner eigenen politischen Position blieb er treu: «Er war sozusagen der Rechtsextreme und ich der

Linksextreme», schrieb Taubes Jahre später über sein Verhältnis zu Mohler.

Ende der vierziger Jahre ging Taubes nach New York, dann an die Hebräische Universität Jerusalem, wo er mit Gershom Scholem, dem Historiker der jüdischen Mystik, in Kontakt kam, bis sich die beiden zerstritten und Taubes nach einem Umweg über die USA nach Berlin berufen wurde. Als Professor für Judaistik und Philosophie, auf eine Professur, die man eigens für ihn geschaffen hatte.

Schreiben liess er Geduldige

Im Berlin der 60er war Jacob Taubes der intellektuelle Radar, der spürte, was sich tat und über alle neuesten Entwicklungen in Philosophie und Ideengeschichte auf dem Laufenden war. Bücher schreiben, das überliess er den anderen, die geduldig genug waren dafür. Er arbeitete lieber am eigenen Mythos als intellektueller Freibeuter, dem es niemand übernahm, wenn er den Apostel Paulus und Carl Schmitt, den Kronjuristen des «Dritten Reichs», im gleichen Atemzug nachdrücklich zur Lektüre empfahl und die Auffassung vertrat, im Denken seien es nur die extremen Positionen wert, dass man sich mit ihnen beschäftige.

Er hielt Seminare, führte Philosophen, Theologen und Soziologen verschiedenster Denkrichtungen zusammen und trug entscheidend dazu bei, das wissenschaftliche Programm des Suhrkamp-Verlags hart am linken Zeitgeist auszurichten. Als Taubes 1987 starb, von Depressionen und Manien gezeichnet, fand sich zunächst niemand, der bereit war, einen Nachruf zu schreiben. Ein Text, den der Philosoph Hans Blumenberg auf Bitten hin verfasste, fiel so negativ aus, dass man sich gegen eine Publikation entschied. Schliesslich erschien eine knappe Würdigung von Dieter Henrich, der die Kluft zwischen Taubes' intellektuellem Anspruch und seiner Leistung nicht verschwie. Auch für seine intellektuellen Weggefährten war er zum tragischen Clown geworden.

Jerry Z. Muller: Professor der Apokalypse. Die vielen Leben des Jacob Taubes. Aus dem Englischen von Ursula Kömen. Jüdischer Verlag im Suhrkamp-Verlag, Berlin 2022. 927 S., Fr. 78.90.

Poet der alten und neuen Welt

Der amerikanische Dichter Charles Simic ist 84-jährig gestorben

MICHAEL KRÜGER

Als das aufdringlich-nützliche Internet die Nachricht vom Tod von Charles Simic brachte, rutschte mir das Herz in die Hose. «This to let you know that our dear friend Charles Simic died last evening. I feel bereft.» Ich fühle mich beraubt, schrieb Drenka Willen, seine ehemalige Verlegerin und gute Freundin, die zehn Jahre vor Simic, 1928, ebenfalls im Königreich Jugoslawien zur Welt kam.

In ihrem Haus im New Yorker Village haben wir uns oft getroffen: mit Bob Silvers, dem Herausgeber der «New York Review of Books», in der Simic unzählige Essays zur Literatur (insbesondere zur Literatur Mitteleuropas) veröffentlicht hat, aber auch mit Saul Steinberg, dem gefeierten Zeichner der Titelbilder für den «New Yorker», der in Rumänien geboren wurde, in Mailand studiert hat und im Zweiten Weltkrieg als amerikanischer Soldat maoistische Kämpfer trainieren musste, oder mit dem slowenischen Dichter Tomas Salamun, den Simic (neben vielen anderen Dichtern aus dem ehemaligen Jugoslawien) für Drenka ins Amerikanische übersetzt hat.

Rastloser Flaneur

Die Lebensgeschichten, die bei diesen Abendessen (meistens gab es süss-saure Linsen) ausgetauscht wurden, spiegelten das alte Mitteleuropa. Ivo Andrić und Danilo Kiš, Bohumil Hrabal und Milan Kundera oder Claudio Magris waren präsenter als all die amerikanischen Schriftsteller, die in den Nachbarhäusern lebten.

Aber die schönsten Geschichten konnte Charles Simic erzählen, der als Duslan Simic 1938 in Belgrad geboren und seit seiner Ankunft als Teenager in den USA Charlie gerufen wurde. Besonders die traurigen Geschichten über seinen erfolglosen Vater, der nach Amerika gekommen war, um ein reicher Mann zu werden, konnte Charlie so wunderbar komisch vortragen, dass einem die Tränen kamen. Er hat sie in dem Band «Eine Fliege in der Suppe» eigens für ein deutsches Publikum aufgeschrieben, auf dem Cover ein Foto des Vaters mit einem waschechten Schweinchen unter dem Arm.

Aus dem (von deutschen Bomben) zerstörten Belgrad nach Chicago und später zum Studium nach New York: Grösser konnte der Riss zwischen den Kulturen nicht sein. Simic hat ihn in seinen Gedichten mit Staunen und Verwunderung dargestellt. Die damals noch existierenden Brandmauern, die Kaschemmen, die Jazz-Kneipen, die Hinterhöfe, die Penner, die Ausgestossenen und von Gott Verlassenen, die jedem Prediger auf den Leim gehen, dieses New York hat den rastlosen (und unter Schlaflosigkeit leidenden) Flaneur geprägt.

Fundstücke des Alltäglichen

Die Amerikaner haben den surrealistischen Scharfsinn dieses Dichters bald bemerkt. Er erhielt die grossen Preise, den Pulitzer- und den Wallace-Stevens-Preis, und er wurde – da er schon lange Professor an der Universität von New Hampshire – 2007 zum Poet Laureate ernannt. In Deutschland hat ihn zuerst der kürzlich verstorbene Hans Magnus Enzensberger übersetzt, 1990 erschien der Band «Ein Buch von Göttern und Teufeln», dem viele weitere Bände mit Gedichten, Essays und Erinnerungen folgten, unter anderem sein grosser Essay über den amerikanischen Künstler Joseph Cornell, der seine Fundstücke des Alltäglichen in Schaukästen arrangierte, gewissermassen dreidimensionale Gedichte à la Simic.

Am Montag ist Charles Simic im Alter von 84 Jahren gestorben. «I feel bereft» – ja, auch ich fühle mich beraubt. Er war eben nicht nur ein ungewöhnlicher Dichter, sondern auch ein ganz besonderer Freund.

Michael Krüger ist Schriftsteller und ehemaliger Leiter des Carl-Hanser-Verlags. Zusammen mit Wiebke Meier hat er Charles Simics letztes Buch «Im Dunkeln gekritzelt» ins Deutsche übersetzt. Es erschien im letzten Oktober bei Hanser.